

24]

## Im Bauernland.

Von Johan Skjoldborg.

(Schluß.)

22.

Eines Tages war Per Holt in seinem besten Staat. Es waren viele, viele Jahre vergangen, seitdem das der Fall gewesen war. Er und Jens waren fast gleich groß und gleich dick. Daher hatte er von ihm einen netten gebrauchten Anzug bekommen.

Saar und Bart waren sorgfältig gestutzt — beides war jetzt grau meliert — und Sophie hatte seine Holzschuhe mit Ofenschwärze blank gepußt.

Er war auf dem Weg nach dem Süden; schnell eilte er über die Wiesen und die Hoibyer Brücke gen Süden, gen Süden.

Jetzt sollte es ihm doch noch vergönnt sein, das alles mit Augen zu sehen, was dort vor sich ging, wo seine Söhne lebten.

Nun hatte der Häuslerverein Söbyholm gekauft und schnell war es parzelliert worden; seine drei ältesten Söhne gehörten zu denen, die dort ihr Heim aufschlagen würden. Es sei schon fast eine ganze Stadt dort, sagten sie. Aber Per vermochte es nicht recht zu begreifen, daß solch arme Burschen so einfach ein Rittergut kaufen konnten.

Und daß sie den Mut dazu hatten!

Jetzt wollte er selber es sich einmal ansehen!

Er eilte vorwärts und kam ganz außer Atem. Die Adern schwellen ihm an den Schläfen.

Aber es gelang ihm doch, über die Höhen hinüberzukommen, und nun sah er ein sonnenbeschienenes fruchtbares Land zu seinen Füßen liegen.

Der Roggen blühte und der Fruchtstaub ward vom Winde gleich Nebelwolken durch die Luft geführt.

Als er Schritt für Schritt in dieses Land eindrang, sah er, daß die Felder so vom Unkraut gesäubert waren, als seien es Gärten.

Das war nicht nur an einer einzelnen Stelle, sondern überall stand das Korn und der Alee so rein und fein, und ganz unglaublich fruchtbar.

Daß sie das vermochten! Per kante auf seinem Tabak. Dergleichen hatte er noch niemals gesehen.

Jens erwartete ihn am Quellhäuschen, einer Sommerwirtschaft mit Quellwasser, Milch und dergleichen durstlöschenden Getränken. Sie bekamen ein erfrischendes Glas Milch und aßen dazu einige Beeren.

Neben dem Quellhäuschen lag ein großer Sportplatz, wo junge Menschen in leichten, kleidsamen Sommeranzügen sich beim Tennis und Fußballspiel tummelten.

„Gibt es wirklich so viele vornehme Leute in einer so kleinen Stadt?“ fragte Per.

„Die meisten von ihnen sind weiß Gott Knechte,“ antwortete Jens.

„Knechte! Nein, so etwas ist doch noch nicht dagewesen!“ Sie schritten weiter und kamen an einem eigentümlichen Gebäude vorbei. Per besah es sich von oben bis unten und konnte trotzdem nicht begreifen, wozu es gebraucht ward.

Er fragte danach.

„Das ist die Bibliothek!“

„Sind es Bücher?“

„Ja!“

„Aber das ganze Haus ist doch nicht voll von Büchern?“

„Doch, es wird zu keinem andern Zweck gebraucht. Natürlich gibt es auch einen Raum dort, wo man sitzen und lesen kann!“

„Aber du lieber Himmel, wer liest denn alle diese Bücher?“

Per Holt blieb stehen und wollte auf seine Frage eine Antwort haben. „Ist das hier eine Hochschule oder... was...?“

„Nein,“ antwortete Jens. „Wir alle sind es, die die Bücher gebrauchen, Bauern, Arbeiter, Häusler und Gesinde.“

„So etwas ist doch kaum zu glauben,“ murmelte Per Holt, während sie weiter schritten.

Sie wollten nämlich nach Söbyholm, dem Rittergute,

dorthin, wo die Hoftschen Söhne und die anderen Häuslerjungen wohnen sollten.

Die Außengebäude des Gutes waren auf die Felder hinausgebracht und dort zu den verschiedenen kleinen Häusern verwandt worden. Alles war noch im Werden. Aber hier, wo sich früher die ausgedehnten Felder des Rittergutes befunden hatten, wuchs jetzt ein Häuslerstädtchen aus der Erde hervor.

Es war also Wirklichkeit.

Trotzdem blieb Per lange im Anschauen versunken stehen, als müsse er sich davon überzeugen, daß es wirklich wahr sei. Schließlich sagte er zu Jens:

„Ja, jetzt sehe ich es mit eigenen Augen und wüßte nicht, was man sich nun noch weiter wünschen könnte.“

„Ach —“ antwortete Jens. „Hiermit ist noch nicht viel Staat zu machen... Vielleicht wohl für uns, aber nicht für jene, die nach uns kommen. Die müssen den Boden zu teuer bezahlen...“

Per Holt war nahe daran, das Gleichgewicht zu verlieren. „Bist Du noch nicht zufrieden, Jens? Ihr scheint mir wirklich schwierige Herren zu sein, hä hä!“

„Nein, dies hier ist alles nur Flickwerk. Aber wir werden wohl mal eine Lösung finden, die etwas taugt!“

Per lachte leise vor sich hin: „Ja, ja, Jens, hä hä, es ist noch weit bis ans Ende der Welt. Da hast Du recht, hä hä!... Nun, also hier wollt Ihr wohnen, Ihr drei Brüder?“

Sie waren hinten um den Park herumgegangen und hatten den schilfbewachsenen Burggraben erreicht.

Da nahm Pers Antlitz einen so milden und gütigen Ausdruck an; denn er war seelenfroh.

„O, wie nett es hier ist! Welch prächtige neue Häuser Ihr bekommt! Das sollte Sophie einmal sehen!“

Die Tränen traten ihm in die Augen. Aber er versuchte, sie mit Gewalt zurückzudrängen, um Jens nichts merken zu lassen; eifrig schlug er mit dem Stod auf dem Boden herum und probierte die Erdknollen.

Dann fiel sein Blick auf das Hauptgebäude, eine alte hübsche und stattliche Burg aus dem Mittelalter, die hinter dem Burggraben und halb verborgen in den Bäumen des Parks lag.

„Aber nun das Hauptgebäude?“ fragte Per.

„Das bleibt stehen! Ein Teil davon wird zum Vereinslokal eingerichtet und ein anderer Teil soll für unsere Eltern und für die Alten unter uns sein, oder wer sonst noch Lust hat, dort zu wohnen. Und, Vater... wir möchten Dich und Mutter jetzt hierher haben zu uns, nun könnt Ihr Euch besprechen, wo Ihr sein wollt, ob wir ein Zimmer für Euch in unserem Hause einrichten sollen, oder ob Ihr drüben auf dem Gute wohnen wollt?“

Per Holt grinste: „Ich will, weiß Gott, auf dem Schlosse wohnen... dann werde ich doch noch einmal Schloßbewohner, ehe ich sterbe, hä hä hä!“

„Es ist ja auch nett und angenehm, dort im Parke zu spazieren und sich die Schwäne und dergleichen zu betrachten,“ antwortete Jens mit lächelndem Munde.

Aber Per fuhr fort zu lachen; er konnte einfach nicht anders.

„Ihr tut es nun einmal nicht billiger, ha! ha! ha! Ach, du lieber Himmel, das hätte der Kammerherr auf Gylsholm sehen sollen.“

Sie schritten zusammen durch die Gartenanlagen.

„Wir haben beschlossen, dies hier in Ordnung zu halten, Vater, damit wir eine Stelle haben, wo unsere Alten und unsere Kinder gerne hingehen und wo sie sich amüsieren können.“

Der Wald ist da zur gemeinsamen Benutzung. Und dann haben wir auch einen Ort für unsere Sommerzusammenkünfte.“

— Mehrere Stunden hielt sich Per bei seinen Söhnen auf und ruhte gut aus, bevor er wieder den Heimweg antrat. Er versprach bestimmt, in vierzehn Tagen wiederzukommen.

„Da halten wir zum erstenmal Versammlung ab, unter unseren eigenen Bäumen und nicht unter denen des Kammerjunkers,“ waren die letzten Worte, die Jens seinem Vater zurief, als sie am Kreuzwege voneinander Abschied nahmen.

Vierzehn Tage später sah Per Holt auf der Böschung im Norden von Söbyholm und blickte über den alten Herrensitze und über das neue Häuslerstädtchen hinaus, das sich dort draußen auf den Feldern erhob. Er dachte hin und her, bald über dies und bald über jenes.

Und dann auch über sein eigenes Leben.

Per ist nun ein grauhaariger Mann. Er ist dünn und ausgemergelt und Jens' Lade, die er an hat, ist ihm mehr als groß genug. Die Rundung ist verschwunden; scharf, stark ausgeprägt sind seine festen männlichen Züge. Der strahlende Jugendglanz ist aus seinen braunen Augen verschwunden. Aber ihr warmer Ausdruck legt davon Zeugnis ab, daß noch immer in seiner Brust eine Seele glüht.

Hier von der Böschung aus kann er beobachten, wenn sich der große Zug von der Station her in Bewegung setzt. Wenn die Leute die Station verlassen, ist es immer noch früh genug, unten an der Allee, die nach Söbyholm führt, zu ihnen zu stoßen.

Nun hört er Hornsignale von der Stadt her, und das gibt dem alten Dragoner einen Ruck.

Wie sie sich dort versammeln! Wie sie sich dort versammeln! Wie sie von allen Seiten herbeiströmen!

Und dann die Fahnen!

Die Musik ertönt. Langsam setzt sich der Zug in Bewegung, schlängelt sich durch das Dorf, taucht auf und verschwindet wieder auf dem gewundenen Wege.

Es sind also kleine Leute, die meisten von denen, die dort kommen, es sind kleine Leute, es ist ein Zug der Ausmärker!

Sie spielen ihre eigenen Melodien zu ihren eigenen Liedern, die er schon mehrmals gehört hat.

In dieser Allee sind die feinen Besitzer der Burg seit vielen hundert Jahren hin und her gefahren, und nun kommen diese Häuslerjungen hierher, und nun gehört es ihnen — uns! uns!

Drinne in dem ehemaligen Gutswalde halten sie nun ihre Versammlungen ab, unter ihren eigenen Bäumen . . . Und der junge Per soll reden! . . . Der Junge hat einen hellen Kopf . . .

Es zittert um Per Holts' Mund, aber man sieht, daß es vor Freude ist.

Jetzt, wo der Zug bei der Schule um die Ecke biegt, schallt die Musik so recht zu ihm empor. Die lauten Töne aus dem blanken Horn . . .

Es war ja richtig, er mußte sich beeilen! Fast hatte er vergessen, daß er auch mit dabei sein sollte.

Er sollte ja selber mit dabei sein, er persönlich!

Wenn er nun zu spät käme!

Per lief beinahe den Abhang hinunter, denn er wollte mit in diesem Zuge gehen, unter diesen Fahnen und nach dieser Musik!

Genau am Eingang der Allee wollte er sich ihnen anschließen.

Oh! daß er mit dabei sein darf! Daß er mit dabei sein darf!

Per schluchzt vor Rührung, und da er die letzte Strecke fast gelaufen ist, um noch zur rechten Zeit zu kommen, kann er kaum noch atmen.

Dazu ertönt die Musik jetzt wieder so nah, so brausend, so erwidmend — daß es ihm noch beschieden sein sollte — — Ja seht, das ist also das Leben . . .

## Die Heirat des Regenwurms.

Von Arwin Rath.

Jetzt weiß ich es schon, warum ich an die Havel gezogen bin. Ich glaubte erst, ich tue es, weil das Wasser um diese Zeit angenehmer ist als im Dezember, wo meine Fingerripien nach dem Eisauflösen gar nicht wieder warm werden wollten. Ich glaubte erst, ich tue es, weil ich meine stumpf gewordenen Nerven wieder so elastisch machen wollte wie jene süßen zuckernen Gummibänder, die Kinder so lang ziehen, wie sie selbst mal werden wollen — und dann im Bettessen verschlingen, bis die Nasen aufeinanderplagen. Um meine Nerven wieder so elastisch zu machen in diesen eisigen, unglaublich erquidenden Aprilwädern, glaubte ich an die Havel gezogen zu sein; aber in Wirklichkeit tat ich es, um morgens um vier Uhr mit einem Nervenschlaf aus dem schönsten Schlaf zu sprechen. „Wilhelm aufstehn! Otto aufstehn! Fritzi! — Fritzi! — aufstehn!!!“ dröhnt dann eine mark- und bettererschütternde Stentorstimme durch das nachtsille, schlaftrunkene Haus. Aber nein, zur Verwirklichung dieses Schlafideals bin ich auch nicht an die Havel gezogen — son-

dern um bei der Heirat des Regenwurms Trauzeuge zu sein. Ja, das glaubte ich vorher nicht. Jedoch — die bettererschütternde Stimme hat es zuwege gebracht.

Im ersten blauen Dämmern — die Spuks von Cladow sehe ich durch die frischen Ackerfurchen sich wie Regenwürmer davonwinden auf den Feuerwehrturm zu (daneben liegt der Kirchhof) — in dieser nebelblauen, gespenstisch unbestimmten Felderweite, durch die ein Düsteres, wie die Nacht oder wie ein Riesensarg oder wie ein Wald hervordunkelt, mache ich mich auf den Weg, hinten aus dem Hof hinaus. Wilhelm ist mir um zwei Nasenlängen aus dem Zeit zuborgekommen. Er spektakelt am Wagen herum und knurrt: „Guh Noorn“. Nach drei, vier Schritten sehe ich hinterm Hofstor einen Strohhalm Scherversuche machen. Senkrecht hat er seine dünne Verbrehlichkeit emporgerichtet und wackelt unbeholfen, als sei einer von den Cladower Spuks in ihn gefahren, hin und her — kommt aber nicht vom Fleck. Es weht kein Lüftchen, das den Strohhalm in Bewegung setzen könnte. Er macht buchstäbliche Scherversuche, müht sich wie einer, der „ein Rittergut an den Füßen hängen hat“, taumelnd hin und her — kann aber nicht vom Fleck. Ich bin starr vor dieser Naturerscheinung.

Da kommt Wilhelm neben mir herangeschlichen. „Oll'n Regenwurm“, sagt er — er muß mehr naturwissenschaftliche Kenntnisse haben als ich — „passen S' uff!“ sagt er, springt auf den Boden behutsam an den taumelnden Strohhalm, reißt ihn aus der Erde, und — wirklich, eine rölliche Regenwurmnase wird um einige Zentimeter mit hervorgezerrt, zieht sich aber schleunigst, schleunigst in die Eingeweide der Erde zurück. Der Knecht sucht noch herum an der Erde, sucht mit jener rückengebeugten Genauigkeit, wie man sie von flennenden kleinen Kindern kennt, wenn sie Geld verloren haben. Aber er findet weder die Hahnensfedern, weder die Papierstücke, noch die Blätter, noch die Strippen, die er aus Regenwurmlöchern hervorzuholen gedachte, wie so ein Taschenspieler allerlei aus seiner Manschette zieht. Aber ich glaube es ihm geru — eine Rabenfeder wenigstens habe ich selbst schon einmal aus einer Regenwurmtür hervorgezogen — und die Feder war gerade nicht von einem kleinen Raben. Aber das sah ich als Kraftbravourstück von einem Regenwurmathleten schon, wie er ein Blatt unten von einem Stachelbeerstrauch loszerrte und in sein Löchel schlepte. Aber die Scherversuche eines Strohhalms hatte ich noch nicht gesehen. Und die Hochzeit des Regenwurms hatte ich auch noch nicht gesehen.

Ich tummle mich weiter ins Feld hinein, ins grauüberwebte, ins winterjaatgrüne. O dieses Grün der Winterjaat im leimenden Frühling! In einer ganz jungen, geradezu grünknäbeligen Allee von „Hausvorschen“ — so heißt es auf den gelben Brettkchen daran — stiebele ich weiter — die Bäumchen reichen mir halt bis an die Brust. Da plötzlich sehe ich vor mir in einem handgroßen Lehmloch einen dicken fetten Regenwurm, einen von den Qualitäten, wie ich ihn gestern neben meinem werdenden Garten ausreihen sah. Und merkwürdig — nun ich noch einen Schritt näher trete, verschwinden plötzlich in zwei verschiedenen Löchern zwei verschiedene Regenwurmen, verschwinden mit Schnellläufergeschwindigkeit — genau so wie gestern neben dem werdenden Garten. Auch da waren die Löcher wie hier in einer kleinen Kuhle. Ich warte, ob sie wieder hervor kommen werden, die Enden — warte — warte — warte — hüde mich — und warte. Heute komme ich der eigentlichen Deutung des Regenwurmtatfels schon näher als gestern neben diesem „Garten“. Da stieß ich noch in meiner jungen, grasgrünungen Gärtnerhut mit der Schippe zu — und war verwundert, nichts von einem geschnittenen Wurm zu finden — überhaupt nichts zu finden. Natürlich waren's zwei, die sich ein Nendeppous gaben — und mehr. Die Liebe in einem glitschigen, quabbelligen Regenwurm — in einem „Regenwurmhergen“ — mich schaudert — und doch, ich warte, ich warte — Ich überlege, was ich in meinem Garten, von dem ich an drei Tagen schon zwei Meter unter Schweiß und Seufzen umgegraben habe — aber ich will doch Nerven wie Gummi bekommen — was ich da hineinpflanzen soll: ob Kohlrabi, ob Mohrrüben, ob Rabieschen, oder ob Rosen, Georginen, Kellen und solchen duftigen Schnidschnad. Mein Hausherr mit der bettererschütternden Stentorstimme meint allerdings, Gras brauche ich nicht mehr hineinzu säen, das käme von selbst in drei Tagen wieder, so großartig hätte ich es untergegraben. Ich warte, warte — warte — mein Rüdgat seufzt, die Sonne lächelt bläulich aus dem Morgenduft über mich Narren hervor — ich stiebele weiter.

Was mag da links unten hinter dem halb vom Grün der Winterjaat sich emporhebenden Heidebügel für ein Bauernegehöft stecken? Ich höre schon ein paar Tage die Hähne dahinter krähen — sehe kein Haus, kein Dach, ein paar verschörfelte dürre Apfelbäume . . . aber was sehe ich da wieder, zwei drei Schritt vor mir in einer kleinen Lehmkuhle? Mich schaudert wirklich: diesmal ist's ein zertretener Regenwurm. Ich schaue fast über diese Welt von Würmern, und verstehe es beinahe, wenn gewisse Leute immer wieder von der „Speise der Würmer“ reden. Als ich indes näher zutraue, sehe ich, daß es wiederum zwei Würmer sind, die mit einem Teil des röllich-violetten Leibes eng aneinandergeschmiegt daliegen. Was mich veranlaßte, sie für zertreten zu halten, ist ein weißlicher zarter Schaumstrich, der zwischen den kleinen roten Schlanglein sich hinwindet und sie aneinander zu kleben scheint. Die anderen Enden des Körpers stecken wiederum in zwei sich gegenüberliegenden Löchern in dieser kleinen Lehmkuhle — genau so wie vorher. Das Geheimniswunder der Schöpfung vollzieht sich

in diesem nicht alltäglichen Hochzeitslager, einem faustgroßen Lehmloch. Ich will nicht sagen, daß ich aus Andacht stumm und still war, aber mich sagte mit leisem Schauer die Allgewalt der Urkraft des Lebens, die hier in zwei uns so gering erscheinenden Wesen das gleiche wirkte, wie in uns homines sapientes. Vorausgesetzt, daß wir zufällig Hermaphroditen sind! Hermaphroditen, das sind sie, diese von einer roten Blutader glühend durchlaufenen kleinen Schlangen: Zwitter. Jedes Männchen, jedes Weibchen! Die charakteristische orangefarbene Sphäre der runden Leiber liegt dicht nebeneinander wie zwei breite Eheringe, altgolden schimmernd. Da fällt mir mein Gut in das Ehebett — und taumelnd schleicht jedes Tier in sein erdiges Haus zurück. Also wie überall, die Erhaltung des Individuums geht über die Erhaltung der Rasse, selbst bei einem solchen Dunkelmann von Regenwurm.

Es soll von dieser Sorte sogar Niesen hin und wieder geben von einem Meter Länge — ich habe solche Boa constrictor noch nicht gesehen. Wohl solche Vengel, denen man zutrauen kann, daß sie an der Durchsiebung unseres Erdballs ihr Teil haben. Denn tatsächlich ist es der Regenwurm, der ganze Stadtruinen allmählich „unter die Erde bringt“. Er kriecht sich immerfort den Bauch voll Erde und lebt von den organischen und unorganischen Substanzen, die sein Darm aufnimmt, — die eigentliche Erdmaterie flößt er wieder aus, wie man an dem Erdkrümel um die vielen dunklen Fenster seiner Behausung herum sehen kann. Er ist derjenige, der für eine fruchtbare gute Humusschicht auf dem Erdboden sorgt — und darum braucht der Landmann, dem er mit seinem roten Leib vor die grabende Schippe fällt, nicht gleich durch das ängstliche Geschlingel durchzustechen!

Wie sehr aber für den Bauern dies Tier zugleich ein stiller, unbefodeter Knecht ist, der immerfort den Boden lockert, geht aus den Aufzeichnungen Darwins hervor, der feststellte, daß in England jährlich auf nur einem Hektar mehr als 20 Tonnen Erde durch den Leib der Regenwürmer gleiten! „Die Würmer bereiten den Boden in ausgezeichneter Weise für das Wachstum der mit Wurzelfasern versehenen Pflanzen und für Sämlinge aller Art vor. Sie exponieren die Ackererde periodisch der Luft, heben sie durch, sie mischen das Ganze innig durcheinander, gleich einem Gärtner, welcher ausgesäteste Erde für seine Pflanzen zubereitet. In diesem Zustand ist sie gut dazu geeignet, Feuchtigkeit zurückzuhalten und alle löslichen Substanzen aus Luft und Regen zu absorbieren, ebenso auch für den Prozeß der Salpeterzeugung. Die Blätter, welche zur Nahrung in die Wurmröhren gezogen werden, werden, nachdem sie in die feinsten Fäden zerrissen, teilweise verdaut und mit den Absonderungslösungen des Darms und der Harnorgane gesättigt sind, mit viel Erde vermischt. Diese Art bildet den dunkel gefärbten Humus, welcher beinahe überall die Oberfläche der Erde mit einer scharf umrissenen Schicht bedeckt.“

Das sagt ein Darwin! — dessen allergründlichsten Darstellungen man ruhig Glauben schenken darf — auch wenn man als Landmann den Regenwurm für so eine Art „Raubtier“ hält. Es ist nur gut, daß dieser ehrenwerte Dunkelmann sich in der Erde birgt, sonst wäre er längst ausgerottet, wie demnächst ein anderes Raubtier bei uns, das Füchlein, das sich zwar auch in der Erde birgt. Aber was fänden die Damen nicht!

## Grammophon-Bobbie.

Von Martin Proskauer.

Wie sohen wie jeden Abend mit Major Curtiß in der Bar von Mambasa, dem einzigen Lokal dieses langweiligen ostafrikanischen Hafenortes, als die Tür aufging und ein dider großer Mann eintrat. Er war mit einer gewissen abfälligen Nippigkeit gekleidet, aus der ein paar Brillanten an Händen und Krawatte unausgesprochen herausblitzten.

„Guten Abend, Grammophon-Bobbie, sind Sie auch wieder da?“ rief ihm Major Curtiß zu. Wir sahen den Fremden erstaunt an. Man gewöhnt sich an der afrikanischen Küste an Epiknomen, schon weil die Neger den Weibern die merkwürdigsten Namen geben — aber dieser war doch sehr sonderbar. Sonderbar war auch die Wirkung auf den eben Eintretenden. Er sah uns mit einem bösen Blick an, rückte wortlos den Hut in die Stirn und ging wieder hinaus. Dabei warf er die Tür mit einer solchen Energie zu, daß das ganze Wellblechhotel ins Wackeln geriet.

Major Curtiß, der das Verhalten des Mannes mit spottfunkelnden Augen beobachtet hatte, lachte leise vor sich hin.

„Den Namen kann er auf den Tod nicht leiden,“ sagte er, „dabei ist das der größte Spaß, den ich je in diesem elenden Lande erlebt habe. Der Herr, der da ebenso fix wieder wegging, ist Bob Samson, einer der gerissensten Negerhändler in ganz Britisch-Ostafrika. Es gibt nichts, was er den Negern nicht schon verkauft hat, vom Taschenspiegel bis zur waschechten Haarfarbe, die beim ersten Regenguß herunterläuft — aber einmal ist er doch hineingefallen, und seitdem heißt er eben „Grammophon-Bobbie“. Bob Samson geht zwei- bis dreimal jährlich mit einer Lastkarawane in den Busch; er kennt das Hinterland besser als der Gouverneursresident in Sansibar. Und was er den Negern für Elfenbein und Gummi gegen seine Schwundwaren abgenommen hat, muß in die Millionen gehen.“

Es ist jetzt vielleicht sechs Jahre her, da wollte er einmal ein Geschäft in großem Stil machen. Seine geehrten schwarzen Kunden waren wohl mit Schlipsnadeln, bunten Krawatten und Union-Jack-Taschentüchern übersättigt, denn schließlich reisten ein paar hundert Negerhändler damit im Lande herum, jetzt mußte ein größeres Objekt her.

Also, mein Bob Samson fing an zu überlegen, dann gingen ein paar Kabeltelegramme nach England, und als der nächste Dampfer in Kisimayu ankam, hatte er das halbe Hinterland voll Kisten für Samsons — Grammophone, nichts als Grammophone! Ich war damals als Leutnant beim „African Military Service“ in Kisimayu stationiert, daher machte ich den Hauptteil dieser Komödie persönlich mit.

Einige Wochen später kam Samson in das Bureau und verlangte militärischen Schutz für seine neue Handelskarawane. Wir telegraphierten mit dem Gouverneur, und nach vier Tagen hatte ich die Order, mit zwölf Mann vom Eingeborenenregiment den ehrenwerten Mister Bob höchstselbst zu geleiten, zu schützen und ihm alles Liebe zu tun, was er als britischer Untertan vom Staat beanspruchen konnte. Damals kriegte noch jeder Galunte, wenn er es bezahlen konnte, Leute vom kaiserlichen Dienst, heute geht das ja, Gott sei Dank, nicht mehr.

Also ich trat mit meinen Leuten bei Bob Samson an. Er hatte eine Karawane von mindestens 150 Mann, lauter Buschnegere, die die Lasten mit den Grammophonen schleppen sollten. Der Weg führte von Kisimayu aus südlich im Bogen durch das Hinterland, bis wir, voraussichtlich mit Elfenbein reich beladen, in Yamu wieder an der Küste auftauchen würden. Unser Aufbruch war eine Sensation: Zuschauer in allen Hautfarben standen am Wege und besahen unsere Expedition, die größte, die je auf Negerhandel gezogen war. Voran ritt ich mit Bob Samson, der besonders guter Laune war, und eine Gruppe Konkurrenten, die er traf, höhnisch anlachte.

Wenn die erst wußten, was ich noch machen will, werden sie vor Bob plaken, sagte er zu mir, „und Bandar Gut, der indische Säuner stirbt vor Neid!“

Bandar Gut war ein indischer Negerhändler und nebenbei der größte Geschäftsrival von Bob. Dann entwickelte Bobbie mir seine Idee. Er wollte den Negern gegen schweres schönes Elfenbein die Grammophone verkaufen, richtig und ehrlich, mit Trichtern, Platten und allem Zubehör. Nur eine Kleinigkeit dachte er zunächst zurückzuhalten: die Nadeln. Und ohne die konnten die Grammophone natürlich nicht spielen. Dann wollte er denselben Weg zurückgehen und den armen Negern mit Hilfe seiner Sprachkenntnisse und seiner geistigen Ueberlegenheit den „Zauber“ erklären. Worauf er ihnen die kleine Spielnadel nachträglich gegen neues Elfenbein gütigst überlassen wollte.

Als wir so an der letzten Hütte von Kisimayu vorbeizogen, stand richtig Bandar Gut da, der indische Händler, und kreuzte grüßend die Hände über seinem weißen Gewande. Dabei musterte er unseren Zug schweigend und ernsthaft.

Schon am nächsten Tage steckten wir mitten im Urwald und zogen von Dorf zu Dorf. Ueberall ließ Bob Samson sein Grammophon ertönen, und vom Häuptling mit zehn Nebenfrauen an bis herunter zum ärmsten Waldnegere entbrannte in allen schwarzen Herzen das Verlangen nach diesem herrlicheren „Zauber“, der so schönen Kadav machen konnte. Bobs Preise waren freilich hoch, unter 40 Pfund Elfenbein gab er kein Grammophon, und die mit Blumen bemalten Trichter waren noch teurer. Ich schäme, daß Bob an Stück etwa tausend Prozent verdient hat; aber er lehnte es ab, mir den Einkaufspreis bekannt zu geben!

Wir blieben in jedem Dorf nur einen Tag, und da keines der verkauften Grammophone eine Nadel erhielt, wird wohl in allen Negerhütten Stille und Jammer statt des erhofften „Zaubers“ geherrscht haben. Die ganze Sache war auch nur mit einem so gutmütigen und unintelligenten Volk möglich, wie es gerade unsere Buschnegere dort sind.

Jedenfalls tauchten wir, wie es geplant war, nach sechs Wochen in Yamu auf, schwer beladen mit Elfenbein. Kaum waren wir aber in Yamu angelangt, als unsere sämtlichen Träger ausrissen, einige vergaßen sogar, vorher ihre Last Elfenbein abzulegen. Bob fluchte, als ob er es stundenweise bezahlt bekam, aber es nützte nichts. Seine Nigger waren wie die Flöhe in den Busch gehopft, er hatte sie auch zu schlecht behandelt und sie in den letzten Wochen mit Gewaltmärschen überanstrengt.

Na, sie waren weg, und er konnte kaufen und neue mieten. Nach vierzehn Tagen hatte er auch für teures Geld eine neue Trägerkarawane zusammen. Nun sollten wir aufbrechen, um die schwarzen Grammophonbesitzer mit den passenden Nadeln zu beglücken.

Da erschien plötzlich, gerade drei Tage vorher, eine andere Karawane aus dem Busch, an der Spitze auf einem Schimmel Bandar Gut, der indische Händler; hinter ihm eine eisdiose Reihe Neger, jeder eine volle Last Elfenbein auf den Schultern.

Ernst und schweigend zog er an uns vorbei, seine indischen Aufseher wie Wachhunde um die Neger herum, und der ganze Zug marschierte geraden Weges zum Hafen, wo der Dampfer zur Abfahrt nach Kisimayu fertig lag. Ein Pfiff — und Bandar Gut und seine Leute schwammen ab!

Samson machte ein verduztes Gesicht, als er den verhassten Konkurrenten reich beladen vorüberziehen sah; aber er beherrschte

sich und freute sich auf den Rückweg, der seinen Profit verdoppeln sollte. Endlich brachen wir auf. Und als wir uns dem ersten Dorf näherten, hörten wir schon aus den Hütten rechts und links am Wege ein Gedudel, ein Gefänge, als ob der Urwald verrückt geworden war. Mein Bob wurde ganz blaß, sprang vom Pferd, kroch in die nächste Hütte, stürmte weiter und blieb dann stehen. Die braven Nigger kamen aus ihren Lehmhütten gekrabbelt, strahlten vor Freude und zeigten auf ihre Grammophone, die aus vollem Gasse — pardon Trichter — spielten.

Es war zum Tollwerden. Die ganzen alten Platten, die in Europa kein Mensch mehr kaufte, waren natürlich für die Schwarzen gut genug gewesen. Jetzt klangen hier im Urwald alte Gassenhauer, abgelegte Carusoarien und unmodern gewordene Operettenmelodien mit dem Jubelschrei der Neger zu einem unbeschreiblichen Getöse zusammen.

Aber das war kein Zweifel. Die Grammophone spielten — jedes hatte eine Nadel — und sogar Reservenadeln waren da! Als Samson die Nadeln untersuchen wollte, wurden die Neger unhöflich und ließen ihn nicht mehr an den „Zauber“ heran. Aber sie erzählten auf unsere Fragen, was wir wissen wollten. Und während Bob Samson vor Wut fast einen Schlaganfall bekam, dachte ich, ich sollte mich über den „Zauber“ tollkühnen. Bandar Guf, der indische Säuner, hatte dem guten Bobbie nachspioniert, wahrscheinlich schon nach zwei Tagen den Trid gemerkt, sich in rasender Eile von seinen indischen Schmieben — den geschicktesten Handwerkern der Welt — Hunderte von Grammophonadeln machen lassen und war damit auf „Tour“ gegangen. Das heißt, er war uns nachmarschiert, brauchte keine Waren für den Tauschhandel zu schleppen und verkaufte den Negern die kleine Stahlnadel, die den Zauber erst möglich machte, für Haufen von Eisenbein. Und so war es. Bobbin wir kamen, freischätzten die Sprechmaschinen und waren die Nigger von Eisenbein so blank geplündert wie dieser Trid hier. In ihrer verrückten Wut auf die Grammophonmusik hatten sie sogar die Gräber ihrer Vorfahren von dem heiligen Eisenbein befreit, um so auf ihre Art in die Reihen der Kulturmenschen zu kommen.

Ihr könnt nicht ahnen, wie unsere Stimmung war. Ich und meine Soldaten, wir haben uns vor Vandalen nicht halten können. Bobbie, unser Grammophon-Bobbie, erkand vor Verzweiflung die herrlichsten Flüche; aber es nützte nichts, die ganze Schinderei des Rückweges war umsonst.

Und dazu dieses Gedudel der Grammophone, wohin wir kamen. Eine Urwaldstraße, wild, verwachsen, romantisch wie eine Mädchenphantasie und feucht wie ein Sumpf, verpestet mit diesen elenden Musikmaschinen! Und alle, soweit sie noch heil waren, in vollem Betrieb!

Hier „Yankedoodle“, dort „Galewalmelodie“, dazwischen „Auf-in-den-Stampf-Lorero“-Gehül und „Madonna Theresja“; nur ein Zrennarzt könnte sich diese Durcheinander ausmalen!

Endlich waren wir aus der furchtbaren musikalischen Zone heraus. Als wir wieder in Kismayu ankamen, war Bandar Guf mit dem Dampf längst angekommen und hatte seinen Triumph natürlich nicht verschwiegen. Und Bobs Spitzname war schon fertig, ehe wir nur von den Pferden stiegen!

Major Curtiß lachte wieder herzlich vor sich hin: „Mich haben sie damals sogar „Grammophon-Bobbies Schutztruppe“ genannt, aber mir war es egal. Das vergah sich bald. Nur Bobbie Samson wird seinen Spitznamen für alle Zeit behalten!“

## Kleines Feuilleton.

### Literarisches.

Insel-Bücher. Die schönste aller billigen Bücherereien hat wieder eine neue Serie ihrer schmucken Bändchen herausgebracht. Ihre letzten Veröffentlichungen standen unter dem Zeichen der beiden Hundertjahr-Genies Richard Wagner und Georg Büchner. Wagner-Ausgaben wachsen jetzt ja wie Pilze. Die Bändchen der Insel haben hier den Vorzug der äußeren Schönheit in Druck und Papier. Verdienstvoll aber erscheint es mir, daß hier endlich einmal der große Vordeuter Bücherer, der nach den Anlagen seiner Persönlichkeit bei weiterem Wachstum uns vielleicht ein Stück moderner Entwicklung zusammenfassend vorgelebt und spätere Wege übersichtlich gemacht hätte, für alle zugänglich wird; wenigstens als dichterische Gestalt, denn das Dokument seines vormaligen Sozialismus: „Der heilige Landbote“, hat in den drei Bändchen keinen Platz gefunden.

Die jüngste Serie greift nun wieder hinein in die weit ausgebreitete Fülle dichterischen Lebens und bietet einen blühenden Frühlingstrauch aus vielen Gärten. Der griechische Himmel spiegelt sich in den Blüten der antiken Lyrik. Orientalischer Märchendunst entströmt den 1000- und eine-Nacht-Abenteuere Sindhads des Seefahrers“. Blutrot leuchtet das „Buch Judith“ aus Judäas Gefilden. Ein Kranz echter deutscher Feldgewächse erfreut in den kernigen Schürren des „Kollwagenbüchleins“. Die blaue Blume der Romantik und die Blume der Passion irrieten in den Gedächtnis des lieben Clemens Brentano. Veräugend duften die „Blumen des Bösen“ aus Baudelaires höllischem Garten. Und das künstliche Gewächs neuromantischen Keitfertizismus entzückt im „Parzival“ Vollmüllers das Auge. Wie eine herrliche Blüte der Zukunft, wie eine

Erscheinung aus einem neuen Menschheitskontinent aber strahlen Walt Whitmanns gewaltige „Hymnen der Erde“. Die verwirrenden, und doch lockenden Gebilde Poescher Novellen und Dostojewskischer Erzählungskunst (eine Novelle: „Die Sanfte“) stehen neben einer zarten Mimose von Stefan Zweig: „Das Geheimnis“.

Auf ein paar Bändchen möchte ich besonders aufmerksam machen. C. Höfer rekonstruiert die Burzel von Goethes menscheitumfassender Dichtung: „Das Puppenspiel vom Dr. Faust“. Eine Drama des englischen Kaufdichters, des Shakespeare-Vorkäufers Marlowe, übersezt A. B. Seymel: den prachtvollen historischen Gobelin „Eduard II.“, ein Werk voll düsterer Tragik und mächtigem Gliederbau, das noch an den größten Tragiker der Welt heranrückt, ja, dichterisch nicht einmal hinter ihm zurückbleibt. Das Trennende ist der Geist, der eben bei Shakespeare Menschheitsgeist ist, während der Vorläufer sich im inneren Anschauen des Ganzen nicht aus der Historie heraushebt. Aber die Aufführung des Kolossalgebildes, die Reinhardt plant, dürfte der Mühe lohnen und dürfte, neben seine Shakespeare-Aufführungen gestellt, praktisch greifbar den Unterschied zeigen zwischen Genie und Talent, diesen Unterschied, der nicht im Können, sondern im Geiste begründet ist. Marlowe bezwingt den Stoff; Shakespeare verwandelt ihn und macht ihn zu Geist; er bezwingt nicht die Historie, sondern in der Historie die Welt. Eine ganz persönliche Freude habe ich an den „Sentenzen und Maximen“ des ehemaligen Parteigängers des Kardinals Ney, des Franzosen Rodoucauld. Dieser Franzose ist der unerbittliche Enthüller des menschlichen Komödienstücks, das die Eitelkeit inszeniert. In kristallaren, scharf geschliffenen Sätzen zieht er die Summe seiner Lebensbeobachtungen. Er ist ein Zeitgenosse des Totenrichters Ludwigs XIV., des Herzogs von Saint-Simon, und er gibt gewissermaßen die Essenz jener Welt, die der berühmte Memoirenschreiber mit breitem Pinsel in seinen mächtigen Fresken geschildert hat.

P. H.

### Aus der Chemie.

Die Chemie des Blattgrüns. In einer Sitzung der Deutschen Chemischen Gesellschaft hielt Professor A. Willstätter, Mitglied des Kaiser-Wilhelm-Instituts in Dahlem, einen Vortrag über seine neuesten Forschungen über das Blattgrün und die Farbstoffe der Blütenblätter und Früchte. Die organische Chemie hat, so führte er aus, im Anfang des vergangenen Jahrhunderts sich zunächst mit Pflanzenfarbstoffen beschäftigt. Von Wöhlers Harnstoffsynthese ausgehend, begann die Entwicklung des künstlichen Aufbaues der Körper, die Ermittlung ihrer Konstitution. In diesen Zeitabschnitt fallen zwei Triumphe; die Darstellung des Alizarins und des Indigos. Jetzt, nachdem die Methoden der Synthese vervollkommen sind, wendet sich die organische Chemie wieder dem Studium der Naturprodukte zu und sucht immer mehr von den Geheimnissen der lebenden Zelle zu erlauschen. Das Blattgrün ist der Stoff, durch den sich die Assimilation, also die Umwandlung der Kohlenäure der Luft in Stärke, Zucker, Fett und Eiweiß vollzieht, also die wichtigste Funktion für alles organische Leben auf der Erde. Denn nur die grüne Pflanze besitzt die Fähigkeit, sozusagen von Luft zu leben, alle übrigen Lebewesen verdanken ihr dann indirekt die Möglichkeit der Ernährung. Die Isolierung des Chlorophylls war, ehe wir seine chemischen Merkmale kannten, schwierig wegen seiner Veränderlichkeit, seiner Indifferenz und wegen der Leichtlöslichkeit des mit so vielen farblosen und gelben Begleitern verdünnten Farbstoffes. Aber ohne das Chlorophyll selbst zu untersuchen, konnten wir die Eigentümlichkeiten seiner Konstitution aus der Betrachtung seiner Derivate (Ablösmülinge) ableiten, die bei der Reaktion mit Säure und Alkalien entstehen. So konnten aus der Analyse der zwei Reihen von Abbauprodukten die Merkmale des Chlorophylls so vollständig kombiniert werden, daß sie nur zu bestimmten waren, als es schließlich gelang, den natürlichen Farbstoff rein darzustellen. Er enthält Magnesium in komplexer Bindung. Auf Grund dieser chemischen Kennzeichnung ist eine vergleichende Untersuchung des Blattfarbstoffes von über zweihundert Pflanzen der verschiedenen Klassen unternommen worden mit dem überraschend einfachen Ergebnis, daß in allen das Chlorophyll identisch ist. Und ferner ist auf der nützlichsten Grundlage mittels neuer Methoden der Extraktion aus frischen wie aus trockenen Blättern das Pigment in reinem Zustand isoliert worden. Es kann heute so leicht und so reichlich gewonnen werden wie irgend ein anderer Pflanzenbestandteil, ein Alkaloid oder ein Zucker. Das Chlorophyll ist ein Gemisch zweier in ihrer Zusammenfassung sehr nahe verwandter Komponenten, von Chlorophyll a und Chlorophyll b, die sich wahrscheinlich nur in der Oxidationsstufe ihres gemeinsamen Kernes unterscheiden. Vom Blattgrün wandte sich dann Professor Willstätter zu der Farbenpracht der Blüten und Früchte, in deren Ritzelwelt die Forschungen gleichfalls Licht gebracht haben. Diese Farbstoffe bilden eine Gruppe unter dem Namen Anthocyane. Bei all diesen handelt es sich allgemein um drei Verbindungsformen. In Verbindungen mit Säuren finden sie rot, beim Neutralisieren sind sie violett, die Alkalisalze vieler sind blau. Das Blau der Kornblume ist dem Rot der Rose nahe verwandt, der Farbstoff des Rotweines dem der Heidelbeere, aber mit Hilfe von Eisenchlorid kann man sie leicht unterscheiden. Sie alle sind Glykoside, also Verbindungen mit verschiedenen Zuckern und stehen wahrscheinlich in sehr engen Beziehungen zu gelben Farbstoffen.